

Salz der Erde – Licht der Welt

Die Würze des Evangeliums in der Kirche heute*

Thomas Söding, Münster

1. Wo bleibt das Positive?

Wo liegen die Stärken der Kirche heute? Wo gibt es Hoffnungsschimmer? Wo ist nicht nur das Abend-, sondern das Morgenrot und das helle Tageslicht des Glaubens zu sehen? Welche Aufstiege gibt es heute zu den Höhenwegen des Christseins? Welche Abstiege in die Niederungen des Alltags? Und welche Ausdauer in den Mühen der Ebene? Wo ist die Würze des Evangeliums zu schmecken und nicht nur ein fader Beigeschmack von Müdigkeit, Frustration, Resignation? Wo und wie kommen Menschen heute auf den Geschmack am Evangelium?

Ist es erlaubt, solche Fragen zu stellen? Ist es naiv? Oder eine Besinnung auf die Sendung der Kirche, ihren missionarischen Auftrag, ihren Dienst an Gott und den Menschen?

Die kirchliche Diskussion kreist – aus nicht unverständlichen Gründen – um all das Negative, das sich in unseren Breitengraden zeigt: um den Schwund des Glaubens, um den Priestermangel, um den sinkenden Einfluss der Kirchen in der Öffentlichkeit, um den Rückgang der Gottesdienstbesucher, der Gottesdienste, der Gemeinden. „Bad news are good news“, so lautet das Motto der Medienmacher. Ist es auch der heimliche Wahlspruch der Christenmenschen und der Kirchenleute, der Pastoralstrategen und der Personalmanager, der Priester und Diakone, der Pastoralreferenten und Gemeindereferentinnen?

Wer seinen Blick über die Mauern der Kirche richtet und mit vielen Menschen spricht, Katholiken und Protestanten, Getauften und Ungetauften, Gläubigen und Agnostikern, Jugendlichen und Erwachsenen, wird in den letzten Jahren eine Trendwende erkennen können. Die antikirchlichen Aggressionen sind weitgehend verschwunden. Kaum einem sind Theologie und Kirche gleichgültig. Viele verfolgen sehr aufmerksam, was die Kirche angeht, besonders die katholische. Aber an den internen Problemen der Kirche sind sie nicht im mindesten interessiert, sehr interessiert sind sie hingegen an den caritativen Diensten, die sie leistet, und an den Positionen, die sie im öffentlichen Diskurs vertritt – nicht nur, wenn es um Ethik, auch wenn es um Kultur und Politik geht,

* Ausgearbeiteter Text eines Vortrags am 15. Juni 2002 zum 25jährigen Bestehen der Fachschule für kirchliche Gemeindedienste in Hildesheim.

um Gesellschaft und Religion. Je klarer die Position, desto besser; je menschlicher, desto lieber; je kirchlicher, desto attraktiver. Nicht, dass gleich ein Bekehrungserlebnis erfolgt. Man bleibt lieber in sicherer Entfernung – aber hören will man sie schon, die Stimme der Kirche: und zwar nicht das Lamento verdrossener Funktionäre, sondern die klare Stimme frommer Vernunft und gläubiger Nächstenliebe. Nicht „bad news“ sind also gefragt, sondern „good news“, mit anderen Worten: die Gute Nachricht, die Frohe Botschaft, das Evangelium.

„Und wo bleibt das Positive, Herr Kästner?“, so ist er nach eigenem Bekunden immer wieder kritisch gefragt worden, der er nicht nur wunderbare Kinderbücher geschrieben, sondern immer wieder und auf schärfste die Weimarer Republik kritisiert hat, die Korruption und Mediokrität, die ideologischen Grabenkämpfe und die mangelnde Überzeugung vom Wert der Demokratie. Seine lakonische Antwort: „Ja, weiß der Teufel, wo das bleibt.“ Er selbst war nicht nur skeptisch, ob es zu finden sei, er zweifelte auch, ob das Positive überhaupt *bleibt*.¹

Mit seiner politischen Skepsis lag er leider Gottes richtig. Muss man sie im Blick auf die Kirche und das Evangelium teilen? Die Frage jedenfalls ist gestellt: Wo bleibt das Positive? Eine Antwort muss her: nicht, um die Probleme schönzureden, sondern um auf den Geschmack am Evangelium zu kommen – und dies nicht nur, um selbst die Freiheit des Glaubens in vollen Zügen zu genießen, sondern um andere auf den Geschmack dieser Freiheit zu bringen.

2. Was sagt die Bergpredigt?

Die Bergpredigt beginnt nicht mit den harten Forderungen Jesu, sondern mit den Seligpreisungen (Mt 5,3-12 par. Lk 6,20f), jenen unerhörten Verheißungen für die Armen, die Hungernden und Weinenden, die den Himmel über dem Bergpanorama öffnen und die Herzen der Zuhörer Jesu für das Evangelium aufschließen, das er ihnen zu verkünden hat. Die Seligpreisungen sind ein Portrait der Menschen nach dem Herzen Jesu. Wer Frieden stiftet, Barmherzigkeit übt und nach Gerechtigkeit dürstet - der ist nicht weit vom Reiche Gottes und der ist zugleich auf der Spur seiner eigenen Menschlichkeit und der Menschlichkeit der anderen. Er verwirklicht, wozu er erschaffen ist: als Gottes Ebenbild; und er darf, so sagt es Jesus, sich nicht nur der freundlichen Aufmerksamkeit und hilfreichen Unterstützung Gottes erfreuen, sondern seinen überreichen Segen erfahren, seine überfließende Gnade und seine unbändige Liebe.

¹ In: *Kästner für Erwachsene*. Hrsg. v. R. W. Leonhardt. Zürich 1966, 74.

Um diese Menschen geht es auch im Folgetext (5,13-16):

¹³*Ihr seid das Salz der Erde.*

Wenn das Salz aber schal wird, womit soll man's salzen?

Es taugt zu nichts mehr,

außer dass es hinausgeworfen und von den Leuten zertreten wird.

¹⁴*Ihr seid das Licht der Welt.*

Eine Stadt, die auf dem Berge liegt,

kann nicht verborgen bleiben.

¹⁵*Man zündet ja kein Licht an*

und stellt es unter den Scheffel,

sondern auf den Leuchter,

damit es allen im Haus leuchtet.

¹⁶*So soll euer Licht vor den Menschen leuchten,*

sodass sie eure guten Werke sehen

und euren Vater in den Himmeln preisen.

Die Bildworte² vom Salz und vom Licht fassen genau wie die Seligpreisungen die Menschen nach dem Herzen Jesu ins Auge. Aber nun sprechen sie nicht mehr von dem, was sie für Gott, den Vater, bedeuten, sondern von dem, was sie aus genau diesem Grunde für die Welt bedeuten. Deshalb bilden die Metaphern vom Licht und vom Salz die Schwelle zum Hauptteil der Bergpredigt, in dem die Ethik Jesu plastisch wird. Das Stichwort der „guten Werke“ fällt bereits. Aber zuerst geht es nicht um die Forderungen, die von den Menschen Jesu erfüllt werden sollen, sondern um die Hoffnung, die ihnen gemacht werden kann, und zuerst geht es nicht um das, was sie tun und leisten sollen, sondern um sie selbst: um die Menschen auf dem Weg Jesu.

3. Wer ist angesprochen?

Matthäus hat den Zuhörerkreis der Bergpredigt sorgsam beschrieben. Die feierlichen Eingangsverse der Bergpredigt sind ganz umständlich und genau formuliert (Mt 5,1f):

Als Jesus die vielen Menschen sah,

stieg er auf den Berg und setzte sich.

Seine Jünger traten zu ihm,

und er öffnete seinen Mund und lehrte sie, indem er sprach:

² Die Auslegung fußt auf Th. Söding, *Blick zurück nach vorn. Bilder lebendiger Gemeinden im Neuen Testament*. Freiburg, Basel, Wien 1998, 57–60.

Jesus ergreift die Initiative aus. Er sieht – und er handelt. Er bildet die Mitte. Von ihm geht alles aus – auf ihn führt alles hin. Er sitzt auf dem Berg – wie ein Lehrer auf seinem Lehr-Stuhl. Er lehrt als ein neuer Mose, der auf einem neuen Sinai die neue Gerechtigkeit verkündet.³ Vom erhöhten Punkt des Berges aus, der räumlichen Metapher seiner Nähe zu Gott, geht sein Wort in die ganze Welt. Was er zu sagen hat, geht alle Menschen an. Es geht sie an, aber wie, auf welchem Weg?

a) *Die Jünger Jesu*

Um Jesus herum stehen die Jünger. An sie richtet Jesus seine Worte. Ihnen gelten die Seligpreisungen – von ihnen handeln auch die Bildworte vom Licht der Welt und vom Salz der Erde. Matthäus denkt bei den „Jüngern“ vor allem an die Zwölf. Jesus hat sie erwählt als neue Stammväter Israels; sie zeigen, wie ernst es ihm damit ist, nicht nur eine kleine Schar von Verschworenen, sondern das ganze Gottesvolk zu sammeln und nicht einfach das, was es in Israel schon gibt, Schritt für Schritt zu verbessern, sondern es ganz neu von Gott her anzusprechen und neu zu erschaffen.

Allerdings spricht Matthäus, der seine Worte auf die Goldwaage gelegt hat, an dieser Stelle mit Bedacht nicht nur von den Zwölfen. Er wählt den weiteren Begriff der Jünger Jesu. Er denkt an all diejenigen Menschen, Männer und Frauen, die sich auf den Weg des Glaubens und der Nachfolge gemacht haben. Für Jesus sind diese Menschen überaus wichtig und kostbar. Die wenigsten sind uns mit Namen bekannt. Von allen dürfen wir wissen, dass sie uns vorangegangen sind auf dem Weg des Glaubens. Keiner von ihnen ist schon vollendet, keiner ein Held des Glaubens, keiner ein Virtuose der Spiritualität, jeder vielmehr – so sagt es Matthäus – ein Kleingläubiger: einer, der zu glauben angefangen hat und in der Gefahr steht, mit dem Glauben aufzuhören, einer, der zweifelt und doch nicht in einem Meer von Depression versinken will, einer, dessen Geist willig und dessen Fleisch schwach ist, einer wie Petrus, der unterzugehen droht und ruft: „Herr, rette mich!“ (14,30).

Jesus braucht diese Männer und Frauen auf dem Weg der Nachfolge. Er traut ihnen zu, in all ihrer Schwäche das Evangelium zu hören, zu verstehen, zu leben, zu verkünden. Das Wort des Evangeliums ist kostbar. Es braucht einen Resonanzboden, um zu klingen. Der Same braucht guten Boden, um Frucht zu bringen. Jesus braucht seine Jünger, um Gehör zu finden. Es ist keine Selbstverständlichkeit, sondern eine Auszeichnung, dass Jesus auf dem Berg das Wort an sie richtet. Jesus weiß und zeigt, was er an ihnen hat. Ohne sie wäre er

³ Vgl. I. Fischer, *Offenbarung auf den Bergen. Die Weisung für Israel, die Völker und das Christenvolk*, in: P. Trummer / J. Pichler (Hrsg.), *Kann die Bergpredigt Berge versetzen?* Graz 2002, 95-110.

in Vergessenheit geraten, die Gute Nachricht wäre untergegangen, die Stimme der Hoffnung verstummt. Weil es so wichtig ist, dass Menschen Jesus nachfolgen, dass sie wissen, worum es geht, wissen, worauf sie sich einlassen, und wissen, woran sie sind – deshalb richtet Jesus die Bergpredigt an sie: die den Kreis seiner Jüngerinnen und Jünger bilden.

b) Das Volk

Die Bergpredigt ist keine Rede, die Jesus zum Fenster hinaus hält. Sie ist kein gigantisches Medienspektakel. Sie ist ein Wort der Verheißung und des Trostes, der Mahnung und der Wegweisung, der Kritik und der Ermutigung an die Adresse der Jünger Jesu. Ihnen wendet Jesus seine Aufmerksamkeit zu. Sie sind gemeint. Sie dürfen sich angesprochen wissen – in der Zusage einer unvergänglichen Hoffnung und in der Kritik an frommer Heuchelei, in der Verheißung ewigen Friedens und der Kritik an falscher Selbstsicherheit, in der Einladung, den Weg der Gerechtigkeit zu gehen, und in der Warnung, das Haus des Glaubens auf Sand zu bauen und nicht auf festen Felsen.

Aber es ist keine Geheimlehre, die Jesus verbreitet. Die Bergpredigt ist nicht das Manifest einer kleinen Sekte, sondern der weltoffenen und weltweiten Kirche, der katholischen Kirche, wie sie später heißen wird. Matthäus hat diesen Horizont genau im Blick. Denn so stark er betont, dass die Jünger Jesu gemeint sind, die zu ihm getreten sind, so wenig hat er die vielen Menschen am Fuße des Berges vergessen, die Jesus gesehen hat und während seiner ganzen Bergpredigt im Augen behält. Es sind Menschen aus ganz Israel.

Bevor er die Bergpredigt einleitet, hat Matthäus diesen weiten Kreis genau nachgezeichnet (4,23ff):

Jesus zog durch ganz Galiläa, lehrte in ihren Synagogen, verkündete das Evangelium der Gottesherrschaft und heilte alle Krankheit und alles Leid im Volk. Die Kunde von ihm drang nach ganz Syrien und sie brachten ihm alle Kranken, die an allerlei Gebrechen und Qualen litten, Besessene, Mondsüchtige und Gelähmte, und er heilte sie alle. Und es folgten ihm viele Menschen von Galiläa und aus der Dekapolis und aus Jerusalem und aus Judäa und aus Transjordanien.

Es sind Menschen aus genau den Gebieten, auf die wir heute mit gebannter Aufmerksamkeit und brennender Sorge um Krieg und Frieden schauen. Für Matthäus sind es Menschen aus Israel, so wie Gott es in den Grenzen Davids und Salomos gewollt hat.⁴ Der Besitz des Landes allerdings, um den sich ge-

⁴ Vgl. G. Lohfink, *Wem gilt die Bergpredigt?* Freiburg, Basel, Wien 1988.

genwärtig der Streit voller Hass und Gewalt dreht, spielt gar keine Rolle, im Gegenteil: Die Bewegung ist entscheidend: Weg vom Angestammten hin zu Jesus, dem neuen Mittelpunkt des Gottesvolkes, und durch ihn die Nähe Gottes, die er selbst herstellt.

Jesus selbst hat diese Menschen immer im Blick, wenn er die Bergpredigt hält. Sie sind die Repräsentanten des ganzen Gottesvolkes, aus dem niemand ausgeschlossen sein soll: kein Kranker und kein Sünder, kein Tauber und kein Lahmer.⁵

Zum Schluss der Bergpredigt kommt der Evangelist auf diese Menschen zurück. Wiederum formuliert er in feierlicher Umständlichkeit (7,28f):

*Und es geschah, als Jesus diese seine Worte beendet hatte,
da gerieten die vielen Menschen außer sich über seine Lehre;
denn er lehrte sie wie einer, der Vollmacht hat,
und nicht wie ihre Schriftgelehrten.*

Jetzt geht es also doch um die Leute und ihre Reaktion. Ist dieser Schluss ein Widerspruch zum Auftakt der Bergpredigt? Ist nun die Bergpredigt doch keine Jüngerbelehrung, sondern eine Volksrede? Hat Matthäus nicht ganz aufgepasst und sich selbst widersprochen? Keineswegs!

Es bleibt dabei: Jesus redet zu seinen Jüngern. Aber er verschlüsselt seine Worte nicht, sondern redet Klartext. Er flüstert nicht. Er spricht zu seinen Jüngern so laut und deutlich, dass die Anderen es mithören und verstehen können. Darauf kam es Jesus an. Den vielen Menschen am Fuß des Berges bleibt nicht verborgen, was Jesus seine Jünger lehrt.

Jesu Wort scheint ihnen so eindrucksvoll, so überzeugend und faszinierend, dass sie seine Vollmacht erkennen. Damit ist nicht gemeint, dass Jesus intelligenter wäre oder besser argumentieren könnte als die Schriftgelehrten, sondern dass er in der Autorität, in der Freiheit und Offenheit Gottes selbst spricht: Die Kraft seiner Worte ist die bewegende, die richtende und rettende Kraft der Gottesherrschaft, in deren Dienst er steht.

Den Menschen am Fuß des Berges bleibt nicht verborgen, was Jesus sagt: es bleibt ihnen auch nicht verborgen, dass Jesus all dies *seinen Jüngern* sagt. Ihnen wird nicht nur klar, wie wichtig ihm seine Worte, sondern auch, wie wichtig ihm seine Jünger sind. Beides gehört zusammen. Wenn die Menschen am Fuß des Berges dem Klang der Stimme Jesu folgen: wenn sie mehr hören, mehr wissen, mehr verstehen wollen, wenn sie die Konsequenzen aus dem ziehen wollen, was sie von Jesus verstanden haben – dann müssen sie dem Kreis seiner Jüngerinnen und Jünger näher treten. Und Jesus selbst hat so geredet,

⁵ Das ist die Pointe der Tempelaktion Jesu in ihrer matthäischen Version (Mt 21,12-17).

dass seine Worte eine starke Anziehungskraft entwickeln: Sie sprechen so frei und offen von Gottes Verheißung und vom Weg der Nachfolge, dass bei denen, die am Fuß des Berges in der weiten Ebene Israels stehen und hören, was Jesus seinen Jüngern mitteilt, der Wunsch entsteht, dazu zu gehören und unmittelbar selbst gemeint zu sein.

Darauf hat der Jesus der Bergpredigt gesetzt. Er braucht den Schatz des Evangeliums nicht in kleine Münze zu wechseln, um ihn an die Vielen auszu-teilen. Er kann so verbindlich wie verständlich, so anspruchsvoll wie anziehend vom Reich Gottes sprechen, wenn er seine Jünger anredet – und so zu ihnen redet, dass andere aufmerken, zu staunen und zu fragen beginnen, Interesse finden und – selten genug, Jesus war realistisch – sich nicht abwenden, weil sie glauben, etwas besseres zu tun zu haben, sondern sich dem zuwenden, der solches zu sagen hat, was noch kein Ohr gehört und in keines Menschen Herz gedrungen ist (vgl. 1Kor 2,9).

Jesus braucht aber auch nicht das Evangelium mit Fanfarenstößen auf die Märkte und Straßen hinauszuposaunen, um sich verständlich zu machen.

*Er lärmt nicht und schreit nicht,
niemand hört seine Stimme auf der Straße,*

heißt es bei Matthäus (12,19f) mit Worten des Propheten Jesaja (41,1–4) über Jesus:

*Das geknickte Rohr zerbricht er nicht
und den glimmenden Docht löscht er nicht.*

Jesus weiß, dass er niemandem helfen und das Evangelium verraten würde, wenn er ständig das große Wort führte, zu verbalen Rundumschlägen ausholte und sich als der ewige Besserwisser in Szene setzte. Er weiß, was er am Evangelium hat und welchen Gesprächsraum es braucht, um überzukommen. Dass man Perlen nicht vor die Säue werfen soll, steht in der Bergpredigt auch (Mt 7,6). Jesus wendet sich an seine Jünger, um für sein Wort Gehör zu finden. Auf diese Weise – wenn das Wort nicht nur ausgesprochen, sondern aufgenommen, wahrgenommen, angenommen und dann beantwortet wird – kann es auch für solche interessant werden, die zunächst nur Zeugen eines Glaubensgesprächs sind – und sich dann selbst ins Gespräch verwickeln lassen.

c) Das Missionskonzept des Matthäus und die missionarische Sendung der Kirche heute

Hinter der Redeform der Bergpredigt steht das missionarische Konzept Jesu,

wie Matthäus es verstanden und in seine Zeit übersetzt hat. Die beiden Metaphern des Salzes und des Lichtes drücken „die Bewegung auf die Welt zu“ aus, und mehr noch: den „Widersinn dessen, dass die Bewegung ausbleiben könnte“. ⁶ Was die Bergpredigt in ein räumliches Bild fasst, lässt die Schlusszene in zeitlicher Erstreckung erkennen. Matthäi am Letzten ist Jesus wieder auf dem Berg – jetzt als der österlich Erscheinende, der seine Jünger sendet (28,19f):

*Geht in alle Welt
und macht alle Völker zu Jüngern,
indem ihr sie tauft auf den Namen des Vaters und des Sohnes und
des Heiligen Geistes
und sie lehrt, alles zu halten, was ich euch geboten habe.*

Angeredet sind die Jünger. Sie sollen nachösterlich weiter verkünden, was Jesus verkündet hat. Sie sollen es so tun, dass die Völker ihrerseits zu Jüngern werden: das heißt in derselben privilegierten Stellung wie sie selbst Jesus in ihrer Mitte wissen und die Seligpreisungen auf sich beziehen können. Dies geht auf keine andere Weise als Jesus selbst das Evangelium verkündet hat. Jesus hat in Galiläa das Evangelium auf eine Weise wirkmächtig verkündet, dass die Menschen aus der heidnischen Nachbarschaft Syriens ihrerseits die Nähe zu ihm gesucht haben, um ihre Krankheiten heilen zu lassen; so sollen und können auch die Jüngerinnen und Jünger Jesu auf eine Weise ihren Glauben in Wort und Tat bezeugen, dass davon eine Faszination auf die Anderen ausgeht und das Evangelium Glauben findet.

Hinter diesem Missionskonzept steht ein starkes Vertrauen in die Überzeugungskraft des Wortes Gottes. Hinter ihm steht eine große Gelassenheit, dass Gott selbst sich die Hörer seines Wortes schafft, indem er ihre Taubheit heilt und ihre Ohren öffnet. Hinter ihm steht schließlich auch ein großes Selbstvertrauen – tatsächlich in die Gemeinschaft mit Jesus berufen zu sein, tatsächlich von ihm angeredet zu sein, tatsächlich sein Wort bezeugen zu können.

Dieses Missionskonzept und dieses Kirchenverständnis, das der Bergpredigt eingeschrieben ist, scheint von großer Aktualität. Den Glauben zur Sprache bringen, Jesus den Platz in der Mitte einzuräumen, ihn zu Wort kommen zu lassen, ihm zu antworten, seine Lehre zu verbreiten – nichts wäre wichtiger, aussichtsreicher, verheißungsvoller als das, nichts wichtiger für das eigene Glaubensbewusstsein, nichts wichtiger auch für diejenigen, die gar nicht wissen, was ihnen fehlt, wenn sie die Sprache des Glaubens nie gehört und nicht gelernt haben.

⁶ H. Weder, *Die „Rede der Reden“ . Eine Auslegung der Bergpredigt heute*. Zürich 1985, 87.

Selbstverständlich tut es Not, unmittelbar mit denen zu sprechen, die nicht zum Verein gehören: Koalitionen für mehr Menschlichkeit zu schmieden, Kritik an Gewalt zu üben, für den Frieden zu intervenieren. Jesus hat dies alles getan. Aber es kommt auch darauf an, Gott die Ehre zu geben, das Evangelium ins Gespräch zu bringen, vom Glauben Zeugnis abzulegen. Das kann nicht ins Blaue hinein geschehen. Es muss deutlich werden, wo das Wort Gottes gepflegt wird und was das Wort Gottes soll. Deshalb ist die Gemeinschaft der Glaubenden wichtig – als Gemeinschaft derer, die das Wort Gottes aus dem Munde Jesu hören.

Aber dann beginnen die Fragen: Worüber wird gesprochen, wenn Christenmenschen zusammen kommen? Reicht das Schriftgespräch zu Beginn der Gremiensitzung, das vielen doch nur als lästige Pflicht erscheint? Wenn es um die harten Punkte der Tagesordnung geht – woran sollte, woran könnte ein stummer Zaungast erkennen, dass hier Gläubige zusammen kommen? Worum geht es bei den Dienstbesprechungen im Pastoralteam? Worüber wird geredet, wenn sich die Kommunionmütter und Firmhelfer mit ihrem Pfarrer treffen?

Die Fragen gehen weiter: Gibt es überhaupt die Orte, in denen der Glaube zur Sprache kommt? Und wenn der Glaube tatsächlich zur Sprache kommt, wie wird dann geredet? Zum Beispiel in den Gottesdiensten – nicht nur in der Eucharistiefeier und nicht nur in der Predigt? Paulus misst die Qualität des urchristlichen Gottesdienstes daran, dass Uneingeweihte, Nicht-Christen, die an ihm teilnehmen, nicht unverständliches Zeug hören, das nur die Eingeweihten aufbaut, sondern prophetische Worte, die ihnen ins Gewissen reden und sie zum Geheimnis Gottes hinführen (1Kor 14). Ist das eine Perspektive? Oder herrscht Resignation, dass die Worte des Evangeliums, die Worte der Bibel, die Worte des Gebetes, die Worte der Liturgie hohl sind und niemanden mehr recht überzeugen können?

Die Fragen gehen aber noch weiter: Wie glaubwürdig scheint uns selbst das Evangelium? Wie genau wollen wir wissen, was Jesus sagt? Wie sehr setzen wir in der Feier der Liturgie, in der Gestaltung von Kindergottesdiensten auf die Worte und das Wort Jesu? Wie deutlich wird bei einer Beerdigung unser Mitleid mit den Trauernden und unsere Hoffnung für Lebende und Tote? Welche Chance erhalten Jugendliche, in der Vorbereitung auf die Firmung nicht nur schöne Erlebnisse und Gemeinschaftsgefühle zu haben, sondern vom Glauben zu hören, wie er in der Sprache der Erwachsenen sich anhört?

Es bedarf in der Kirche vieler Zeuginnen und Zeugen des Glaubens. Auf die Amtsträger – Bischof, Priester, Diakone – darf man die Aufgabe nicht abschieben, so sehr sie gefragt sind und so wenig sie sich heute noch auf einen Amtsbonus verlassen können. Es darf auch nicht einfach der Appell an die Gemeindeglieder sein, die häufig mehr als genug zu tun und den Kopf voll mit anderen Sorgen haben. Es ist gut, dass in der katholischen Kirche Institutionen für die

Ausbildung von „Laientheologen“ entstanden sind, die an den Schnittstellen zwischen Kirche und Gesellschaft eine enorme Bedeutung gewinnen, wenn und weil sie Christenmenschen ausbilden, die ihr Ohr am Wort Gottes haben und ihren Finger am Puls der Zeit, Christenmenschen, die beten und arbeiten können, in der Lage sind, sich in Glaubensfragen ihres eigenen Verstandes ohne Anleitung anderer zu bedienen und deshalb ihren Ort in der Gemeinschaft der Kirche suchen. Es ist auch gut, dass es viele Frauen sind, die auf diese Weise einen ganz wesentlichen Dienst in der Bezeugung des Evangeliums leisten und einen Ort für ihre spezifischen Fähigkeiten in der Verkündigung des Evangeliums finden: von Frau zu Frau zu sprechen, zuzuhören, auf Menschen zuzugehen, ihre Geschichten wahrzunehmen, die Spur Gottes in ihrer Biographie aufzuspüren. Um so wichtiger dann, dass die Frauen und selbstverständlich auch die Männer, die diesen Weg gehen, nicht nur ein sehr gutes Rüstzeug mit auf den Weg bekommen, so dass sie eine gute theologische Kondition haben, sondern auch in die Glaubensgespräche einbezogen werden und sich einbringen, damit das Erfolgsrezept des Matthäus aufgeht: um Jesus sich zu versammeln und einander den Glauben zu bezeugen, sodass auch andere etwas davon haben, dass ihnen das Evangelium Jesu in den Ohren klingt – und in ihnen den Wunsch weckt, unmittelbar gemeint, direkt angesprochen zu werden, dazuzugehören, mitzumachen.

4. Wie strahlt das Evangelium aus?

Die Bilder vom Salz der Erde und Licht der Welt sind ernüchternd. Matthäus weiß, dass es zu seiner Zeit nur ganz wenige Christinnen und Christen gibt, von denen die Leuchtkraft des Evangeliums ausgeht und die dem Leben Würze geben. Das scheint heute wieder aktuell zu sein, da die Kirche in unserer Gesellschaft eine Minorität darzustellen beginnt. Es war aber vermutlich nie anders. Auch im kirchlichen Kosmos des Mittelalters und in volkskirchlichen Zeiten waren es immer vergleichsweise wenige, an denen wahrgenommen werden konnte, wie das Evangelium leuchtet und der Glaube schmeckt. Die katholische Kirche hat dafür die Heiligen, sie hat die Orden, die geistlichen Gemeinschaften, sie hat das kirchliche Amt, das über lange Durstrecken hinwegtragen kann und manchmal vom Geist Gottes so durchgeschüttelt wird, dass es die müden Glieder aufwecken kann. Hat die Kirche heute auch diejenigen Männer und Frauen, die ihren Beruf im kirchlichen Dienst finden, ohne ein klassisches Amt innezuhaben? Das ist eine der epochalen Fragen, die sich hier und heute stellen – mit unabsehbaren Folgen für das kommende Gesicht der Kirche.

Das Bild des Matthäus vom Salz der Erde und vom Licht der Welt ist aber nicht nur ernüchternd, sondern mehr noch ermutigend. „Nihil utilius sole et sa-

le“ schreibt der ältere Plinius in seiner Naturkunde (31,45) – „nichts ist nützlicher als Sonne und Salz“. Die Metaphern sagen ja auch: „Ein wenig Sauerteig durchsäuert den ganzen Teig“ (1 Kor 5,6; Gal 5,9). Das Weizenkorn stirbt – und bringt dadurch Frucht (Joh 12,24); das Salz löst sich auf – und gewinnt dadurch seine würzende Kraft; das Licht strahlt aus – und erhellt so die Dunkelheit. Das Licht ist die Metapher der Wahrheit, das Salz das Symbol der Verwandlung. Die Jünger selbst sind Licht, weil Jesus in ihnen aufleuchtet und an ihren Gesichtern der Glanz Jesu Christi sich widerspiegelt, der das Evangelium verkündet und die Jünger in seine Nachfolge ruft; die Jünger selbst sind das Salz, weil Jesus sie gesalzen hat als derjenige, der die Welt verändert und seine Jünger zur Umkehr bewegt.

Das Licht muss auf den Leuchter gestellt, das Salz darf nicht schal werden. Wie geschieht das? Matthäus hat eine klare Vorstellung. Er spricht unbefangen und entschieden von den „guten Werken“ (5,16):

*So soll euer Licht vor den Menschen leuchten,
damit sie eure guten Werke sehen
und euren Vater im Himmel preisen.*

Matthäus sagt nicht, dass die guten Werke selbst das Licht sind, sondern dass im Licht des Evangeliums gesehen werden kann, wie gut sie sind. Sonst hinge ja die Helligkeit des Evangeliums vom Grad unserer eigenen Moralität ab – eine düstere Vorstellung, wenn wir ehrlich sind mit uns selbst. Matthäus sagt auch nicht, dass die „guten Werke“ um ihres propagandistischen Effektes, sondern dass sie um ihrer selbst willen getan werden sollen. Sonst wären sie nur Mittel zum Zweck des Kirchenaufbaus und der Mission, also Ausdruckshandlungen eines frommen Egoismus und zutiefst ambivalent. Matthäus sagt noch nicht einmal, dass diese guten Werke nur in der Jüngerschaft getan werden; sonst wären sie ja das Erkennungszeichen einer Sekte, aber nicht ein Hoffnungszeichen für die Welt.

Matthäus geht vielmehr davon aus, dass gute Werke immer wieder getan werden: von Juden und Christen und Heiden, von Männern und Frauen, Reichen und Armen, Dummen und Gescheiten. Was ihn interessiert, ist, wie diese guten Werke nicht nur Zeichen der Menschlichkeit sein, sondern zugleich eine Ahnung von Gott verbreiten können und wie sie – im Bilde zu bleiben – die Welt genießbar und bewohnbar machen, und zwar dadurch, dass sie die Leuchtspur der Gnade Gottes ziehen.

Diese Fragestellung ist wegweisend. Wer wollte moralische Qualität den Christen reservieren? Wer wollte das Evangelium auf Moral reduzieren? Wer wollte das caritative Engagement unter das Kalkül missionarischen Effektes

stellen? Was aber versteht Matthäus unter guten Werken? Wie werden sie vom Evangelium ins Licht gesetzt? Und welche Wirkung haben sie dadurch?

Dass sie nichts mit jenen angeblichen „guten“ Werken zu tun haben, mit denen man versucht, Gott gnädig zu stimmen, bedarf keiner Erklärung. Die Einheitsübersetzung folgt in ihrer Wiedergabe des Bergpredigt-Verses im wesentlichen der Luther-Bibel. Dass es Werke sind, zeigt, dass der Glaube Arbeit abverlangt. Welche „Werke“ es sind, ergibt sich aus der folgenden Bergpredigt.

Drei dieser Werke werden im Zentrum der Bergpredigt genannt, um das Vaterunser gruppiert: Almosen, Beten und Fasten.

Weshalb Almosen ein gutes Werk sind (6,2-6), leuchtet unmittelbar ein. Das Wort ist zwar altmodisch, kann aber verständlich werden. Im griechischen Ursprung hängt es mit dem Wort für Barmherzigkeit zusammen. Matthäus denkt an alle Taten der Nächstenliebe, die in keinem Gesetzbuch der Welt geschrieben stehen, auf die niemand einen Anspruch erheben kann und die doch dauernd getan werden müssen, wenn die Welt nicht zugrunde gehen soll. Und wie häufig werden sie getan! Wie viele Frauen (Christinnen oder nicht) investieren ihre Lebenszeit in die Erziehung der Kinder und in die Pflege von Alten. Das nicht unter sozialpolitischen Generalverdacht zu stellen, sondern schlicht und ergreifend als das zu würdigen was es ist: Dienst am Nächsten – das ist eine nicht ganz unwichtige Aufgabe kirchlicher Diakonie. Da doch kaum sonst jemand für diese Frauen die Stimme erhebt, sollten es vielleicht gerade die Frauen im kirchlichen Dienst sein, die hier Aufmerksamkeit wecken und schenken. Aber die Beispielreihe geht unendlich weiter: Wie viele Arbeiter und Angestellte sehen ihre Kollegen am Arbeitsplatz nicht als Konkurrenten, sondern als Partner und gar als Freunde, die für einander eintreten. Wieviele Lehrer tun weit mehr als nur ihren Job und erkennen das Recht der ihnen anvertrauten Kinder auf Erziehung und Bildung an. Wieviele Menschen engagieren sich ehrenamtlich, vom Heimatverein bis zur Feuerwehr. Über die Zivilgesellschaft wird letzthin viel geschrieben. Ohne die unzähligen „guten Werke“, um die man kaum einmal Aufhebens macht, bräche sie auseinander. Von Gratifikationen, die nach Gutsherrenart von oben allergnädigst ausgeteilt werden, unterscheiden sich die Liebeswerke Jesu dadurch, dass die Rechte nicht wissen soll, was die Linke tut. Hilfe zur Selbsthilfe ist ein wichtiger Grundsatz kirchlicher Entwicklungspolitik – wenn klar ist, dass er die Helfer vor dem Helfersyndrom bewahren und die Bedürftigen aus der Abhängigkeit entlassen soll und nicht dazu führt, denen die Hilfe zu verweigern, die sich selbst nicht helfen können und die keine gute Sozialprognose haben.

*Du aber sollst Barmherzigkeit üben,
indem deine Linke nicht weiß, was deine Rechte tut (Mt 6,3).*

Bei nüchterner sozialpolitischer Betrachtung könnte man auf die Idee kommen, dieser Grundsatz sei desaströs: Muss man nicht die begrenzten Mittel zielsicher einsetzen und dafür ganz genau Kosten und Nutzen kalkulieren? Dass die exakte Buchführung in einem Caritasheim wider den Geist der Bergpredigt sei, wird man schwerlich sagen können, sondern im Gegenteil allen, die exakte Buchführung machen, dankbar sein müssen. Aber nicht nur das caritative Engagement Einzelner, sondern auch das Sozialsystem insgesamt würde ersticken, wenn es als Geschäft betrachtet würde. Vor allem jedoch redet Jesus nicht einer ökonomischen Blindheit das Wort, sondern warnt davor, die guten Taten zur Selbstdarstellung zu nutzen oder, die sublimere Form, auf dem Konto der Selbstwahrnehmung als Ichstärke zu verbuchen. Dies setzt voraus, zu wissen, dass die Menschlichkeit der Menschen nicht aus der Summe ihrer Lebensleistungen besteht, sondern Geschenk ist: Gabe des Schöpfers, vermittelt durch eine lange Kette anderer Menschen, an deren Spitze die Mutter und der Vater stehen, und eingeordnet in das kosmische Leben. Die Folge ist die Fähigkeit, sich radikal auf das konzentrieren zu können, was ansteht und anderen gut tut – und nicht nur den Erfolg Gott anheimzustellen, sondern auch zu bejahen, dass umfassendes Glück auf Erden für alle herzustellen den Menschen nicht gegeben ist, sondern nur von Gott erwartet werden kann, aber – nimmt man die Bergpredigt ernst – auch von ihm erwartet werden darf.

Etwas schwerer ist es vielleicht schon, das Beten (Mt 6,7–15) als „gutes Werk“ zu verstehen – als eine Arbeit also, die anderen gut tut. Dass Beten schwer ist und Kraft und Anstrengung fordert, den ganzen Mann und die ganze Frau – das wissen die Mystiker des Judentums und Christentums und anderer Religionen am besten und alle anderen, die eher schwache Beter sind, wissen auch, wie viel Aufwand es kostet, sich Zeit zum Beten zu nehmen und sich auf das Gebet zu konzentrieren. Lohnt sich der Aufwand? Ist die Zeit nicht verschenkt? Wahrscheinlich ist sie das: Gebets-Zeit ist geschenkte Zeit und *verschenkte* Zeit. *Geschenkte* Zeit, weil sie intensiv erlebt wird; *verschenkte* Zeit, wenn ein Beter nicht nur um sich selbst kreist, nicht nur immer Ich, Ich, Ich sagt, sondern Du und dann auch Wir: wie das Vaterunser⁷: Du Vater, Dein Name, Dein Reich, Dein Wille - unser Brot, unsere Schuld, unsere Versuchung, unsere Erlösung. Wer mit den Worten Jesu betet, betet nicht nur für sich selbst, sondern mit anderen und für andere. Für andere beten – das kann man auch dann, wenn man sonst nichts mehr für andere tun kann. Nicht von ungefähr erläutert Jesus sein wichtigstes Gebot:

⁷ Vgl. H. Schürmann, *Das Gebet des Herrn. Das Vaterunser als Schlüssel zum Beten Jesu*. Freiburg, Basel, Wien 1981.

Liebt eure Feinde

durch eine Aufforderung zum Gebet:

Betet für die, die euch verfolgen (Mt 5,44).

Gewiss steht dieses Gebet auch im Eigeninteresse: Wer wirklich Feindschaft erlebt und erleidet, versteht am besten, dass Gott ungerechtes Leiden nicht will und nicht gutheißen kann. Aber die entscheidende Gebetshaltung ist: nicht gegen, sondern für die Feinde zu beten, dass ihre Schuld vergeben, ihre Aggressivität überwunden, ihr Hass in Liebe verwandelt wird, dass sie sich nicht gegen Gott und den Nächsten auflehnen, sondern sich vom Gott und Vater Jesu segnen lassen. Dass die Kirche, wie Jesus es wollte, ein Haus des Gebetes wird – der Fürbitte, der Klage, des Lobes und des Dankes: nach meinem Eindruck ist heute kaum etwas wichtiger als dies. Kinder im Glauben zu alphabetisieren, so dass sie sich als Kinder Gottes ausdrücken können, vom Kreuzzeichen über das Vaterunser und die Mitfeier der Liturgie bis zum freien Beten – wo um alles in der Welt sollen sie es denn lernen, wenn sie es im Elternhaus nicht mehr mitbekommen? Der Hunger nach Spiritualität ist groß. Dass in der katholischen Kirche heute nicht so sehr die wie früher die caritativen und katechetischen, sondern die kontemplativen Orden und geistlichen Gemeinschaften Zulauf haben und dass es in der evangelischen Kirche vergleichbare Tendenzen gibt, ist ein untrügliches Zeichen für das, was geht und dran ist. Um den Hunger nach Gott zu stillen, so gut es eben geht, muss man nahe bei den Menschen sein. In die Freiräume, die durch den Priestermangel entstehen, müssen andere, von der Kirche Gesandte und im Auftrag der Kirche Handelnde gehen, damit die Dorfkirchen nicht geschlossen werden und die Vorstadtgemeinden nicht verkommen.

Im Sinne Jesu das Vaterunser zu beten, ist Einübung in die Einheit von Gottes- und Nächstenliebe. Wer sich traut, Gott um die Vergebung der Schuld zu bitten, muss auch um die Kraft bitten, lieber Unrecht zu leiden als Unrecht zu tun und den ersten Schritt zur Versöhnung zu gehen und es nicht mit dem ersten Schritt gut sein zu lassen (vgl. Mt 5,21–26). Wer im Beten zu hören beginnt, wird auf das Wort der Liebe stoßen, das Gott durch Jesus spricht, und um Konformität mit der Nächsten- und Feindesliebe Jesu bitten; wer im Beten zu hören beginnt, wird auch darum bitten, im Nächsten und im Feind den Mit-Menschen zu sehen, den Gott liebt.

Bleibt das Fasten (Mt 6,16ff) – auch ein gutes Werk? Nicht nur für mich selbst, sondern auch für andere? Obwohl es ausdrücklich verborgen bleiben und nicht nach außen dargestellt werden soll? Also nicht nach dem Motto verfahren wird: Tue Gutes und rede darüber? Im Judentum⁸ ist das Fasten Ausdruck der Trauer – über Unglück und Not, Schuld und Tod. Es ist Ausdruck der

Buße – der Abkehr vom alten Egoismus und der Hinkehr zu neuen Gottesbejahung. Es ist Ausdruck der Demut: - der Anerkennung, kein Gott, sondern ein Mensch zu sein – der Gnade bedürftig, doch nicht in der Bedürfnisbefriedigung sich erschöpfend. In diesem Sinn zu fasten, setzt einen vitalen Gottesglauben und ein klares, entschiedenes Ja zur Menschlichkeit, zur Geschöpflichkeit, zur Geschichtlichkeit voraus. Diesen Glauben zu bezeugen und dieses Ja zu sprechen – lohnt es sich nicht, so zu fasten?

Viele Menschen wollen helfen; viele suchen die Begegnung mit Gott; viele wollen ein Leben jenseits des perfekten Konsums. Sie sind die Bundesgenossen der Jüngerinnen und Jünger Jesu. Sie zu suchen und zu finden, könnte das zum missionarischen Auftrag der Kirche gehören? Zu erkennen, wo das diakonische, das spirituelle und existentielle Engagement der Kirche heute besonders gefragt wird – setzt das nicht kirchliche Dienste und Ämter voraus, die auf weit vorgeschobenem Posten die Fühler ausstrecken nach dem, was die Menschen heute bewegt, die keine Berührungsängste vor der Profanität haben, die mitten im Leben stehen und wissen, was Jesus auf dem Berg gesagt hat? Braucht es nicht die Orte, an denen das Training für jene Sensibilität, jene Sympathie und jene Kompetenz erfolgen könnte, die gerade dort erforderlich sind, wo nicht das schöne Gehege wohl geordneter Gemeinden der Ort des Zeugnisses ist, sondern das weite Feld, auf dem nach der lukanischen Parallele Jesus die Menschen versammelt, damit sie hören, was er seinen Jüngern zu verheißen hat? Wären nicht die Schulen und Hochschulen in erster Linie solche Orte?

Eine positive Antwort zu geben – nicht nur theoretisch, sondern praktisch: das setzt voraus, die „guten Werke“ im Glauben zu tun: als Ausdruckshandlungen der Gottesverehrung. Sind sie dies, dann können sie – ganz einfach – „gut“ sein: Indem sie denen „gut“ tun, die auf sie angewiesen ist. Die guten Werke sind die „links“, durch die man mitten im Alltag zum Evangelium geführt wird. Und das Evangelium knüpft das Netz der Beziehungen, in denen der Glaube praktisch wird.

Das Licht soll nicht unter den Scheffel gestellt werden, sondern auf den Leuchter – nicht, weil der Leuchter so wertvoll wäre oder die Lichtquelle so stark, sondern weil das ganze Haus erleuchtet werden soll. Dieses Licht darf nicht blenden. Es darf nicht flackern. Es darf glänzen und funkeln. Vor allem muss es nur leuchten.

Wo bleibt das Positive? So ist Herr Kästner gefragt wurden – und so werden wir gefragt. Müssen wir mit Erich Kästner antworten: „Ja, weiß der Teufel, wo das bleibt?“ Können wir nicht mit Jesus antworten: „Ja, weiß Gott, es bleibt“? Dann müssten wir es nur suchen, um es zu finden.

⁸ Eine theologisch ambitionierte Darstellung findet sich bei Th. Podella, *Som – Fasten. Kollektive Trauer um den verborgenen Gott* (AOAT 224). Göttingen 1990.